

Albrecht Hagemann

Hermann Rauschning

Ein deutsches Leben
zwischen NS-Ruhm und Exil



böhlau

Albrecht Hagemann

Hermann Rauschning

Ein deutsches Leben
zwischen NS-Ruhm und Exil

2018

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2018 by Böhlau Verlag GmbH & Co. KG, Köln Weimar Lindenstraße 14, D-
50674 Köln, www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
unzulässig.

Satz und Reproduktionen: SchwabScantechnik, Göttingen
EPUB-Produktion: Lumina Datametics, Griesheim

ISBN 978-3-412-50568-4

»Wir müssen es wagen, über Udenkbares
nachzudenken. Denn wenn etwas undenkbar wird,
setzt das Denken aus und das Handeln wird kopflos.«

US-Senator J. William Fulbright

INHALT

Prägungen

Eintritt in die Politik

- Die Deutschen in Polen nach dem Ersten Weltkrieg
- Arbeit für die deutsche Minderheit in Polen
- Abschied aus Polen und Neuanfang im Freistaat Danzig
- Als Landwirtschaftsexperte in die NSDAP
- Innerparteiliche Gegner

Nationalsozialistischer Senatspräsident von Danzig

- Die Volkstagswahlen vom 28. Mai 1933
- Politische Weichenstellungen
- Kein Déjà-vu: die neue Senatspolitik gegenüber Polen
- Rivalität zwischen Partei und Staat an der Mottlau
- Die Politik gegenüber der jüdischen Bevölkerung
- Weitere Felder der Danziger Innenpolitik
- Auf außenpolitischer Bühne
- Wirtschaftliche Probleme
- Riskanter Verständigungskurs gegenüber Polen
- Konfrontation

Ein Aufstand gegen Gauleiter Forster?
»Präsidentenkrise« und Rücktritt
Gefährliches Renegatendasein im Freistaat
Bilanz der Senatspräsidentschaft

Kassandra in der Fremde

Zürich und *Die Revolution des Nihilismus*
Paris und die *Gespräche mit Hitler*
London und *Die Konservative Revolution*
Von New York über Hollywood nach Oregon
Das Kriegsende und die Nürnberger Prozesse
Erste Kontakte nach Europa
Rückkehr in die Alte Welt?
Aufrichtige Gesinnung und fragwürdige Publikationsorte

Versuch eines Comebacks in der Bundesrepublik

Fürsprache bei Bundespräsident Theodor Heuss
Ein kritisches Urteil mit Folgen
Privates
Politisch rastlos in der jungen Bundesrepublik
Frühe nachrichtendienstliche Beobachtung
Der Rubikon von Düsseldorf
Neutralnationalismus und Ostgeschäfte
Als Publizist bei den *Rheinisch-Westfälischen Nachrichten*
Im Fadenkreuz der Regierung Adenauer
Enthüllungen, Diffamierungen und ein Akt der Notwehr
Die Wiederzuerkennung des Dokortitels
Letzte Wochen bei den *RWN*
Interesse für religiöse Themen
Adenauers Moskau-Reise und der Vorschlag einer
»Deutschen Notgemeinschaft«
Das Verfahren des Bundesgerichtshofes und seine Einstellung

Das zweite Exil in den Vereinigten Staaten

Erneuter Neuanfang

Ein Déjà-vu: Publizieren an einem zwielichtigen Ort

Um den Reichstagsbrand

Heinrich Brüning als Bundespräsident?

Kritik und Selbstkritik, Demut und Zorn – bilanzierende
»Episteln«

Nicht frei von materiellen Sorgen: letzte lange Jahre

Fazit: zweierlei Odyssee

Danksagungen

Abkürzungsverzeichnis

Quellen- und Literaturverzeichnis

Ungedruckte Quellen

Gedruckte Quellen, Nachschlage- und Unterrichtswerke

Literatur

Reihen, Zeitungen und Zeitschriften

Weitere Medien

Personenregister

Anmerkungen

PRÄGUNGEN

»He Talks«, »er spricht« – in großen Neonbuchstaben wirbt das Broadway Theatre in der City von Portland nahe der amerikanischen Pazifikküste in einer Nacht des Jahres 1940 für Charlie Chaplins berühmte Hitler-Satire *Der große Diktator*. »Er« – damit ist Hitler gemeint, verfremdet durch Person und Stimme Chaplins. Und noch mehr verheißt die Neonwerbung: »All the World is Laughing again«, »die ganze Welt lacht wieder«. Zumindest die ganze amerikanische Welt, die zu dieser Zeit noch glaubt, sich von dem von Hitler-Deutschland entfesselten Kriegsgeschehen fernhalten zu können.¹ Polen leidet schon längst unter der deutschen Besatzung, Dänemark und Norwegen sehen sich den Invasionstruppen der Wehrmacht ausgesetzt, im Westen fallen ihr das neutrale Belgien, die Niederlande und Luxemburg zum Opfer. Knapp 1000 tote Zivilisten fordert der verheerende deutsche Luftangriff auf Rotterdam am 14. Mai 1940. In Ostasien schickt sich Japan an, nach der Konsolidierung seiner Herrschaft über Teile Chinas in die rohstoffreichen Gebiete Südostasiens vorzudringen.

Ein knappes Jahr vor dem Start des Chaplin-Films² begann in Europa die Karriere eines anderen Mediums, das

angeblich Hitler sprechen ließ: Hermann Rauschnings Buch *Gespräche mit Hitler*. Es erschien zunächst Ende 1939 in Paris auf Französisch unter dem Titel *Hitler m'a dit* – »Hitler hat mir gesagt« – und dann im Januar 1940 in der neutralen Schweiz erstmals auf Deutsch in einer auf Druck der deutschen Regierung gekürzten Ausgabe. Mit seinem Bestseller versuchte Rauschning die Mächtigen der Welt aufzurütteln, Hitler nicht als Lachnummer darzustellen, sondern vor seinem buchstäblich grenzenlosen Fanatismus zu warnen. Als politischer Emigrant, der sich selber als nationalsozialistischer Präsident des Senats der Freien Stadt Danzig kurzzeitig mit Hitler eingelassen hatte, gelangte Rauschning im Zweiten Weltkrieg in die Vereinigten Staaten und schließlich in eben jenes Portland, das sein letzter Wohnsitz werden sollte. Doch wir greifen den Ereignissen vor.

Hermann Adolf Reinhold Rauschning erblickte am 7. August 1887 in der damals westpreußischen Stadt Thorn das Licht der Welt. Sein 1861 geborener Vater Leopold bewirtschaftete das Familiengut Willgaiten bei Königsberg und war darüber hinaus aktiver Berufsoffizier. Die Mutter, die 1866 geborene Clara Dauben, war die Tochter des Thorner Kaufmanns Hugo Dauben. Als preußischer Offizier hatte Hugo Dauben in einem Artillerieregiment gegen die Herero in der deutschen Kolonie Südwestafrika gekämpft.³ Die protestantischen Daubens konnten auf eine lange altpreußische Tradition im katholisch geprägten Ermland zurückblicken.

Nach den Aufzeichnungen Hermann Rauschnings gehörte die väterliche Familie zu den ältesten nichtadligen, jedoch freien Geschlechtern Preußens.⁴ Das Geschlecht wurde erstmals im Jahre 1360 urkundlich erwähnt, als der Besitz eines Konrad Rauschning in Rauschningen im ostpreußischen Samland von preußischem in deutsches, genauer: kulmisch-magdeburgisches Recht »gebessert«

wurde. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts stellte die Familie einen Bürgermeister von Königsberg, der auch an Bemühungen zur Wiedervereinigung des seit dem Zweiten Thorner Frieden von 1466 in einen preußischen Ordensteil und einen polnischen Teil zerfallenen Preußen beteiligt war. Seine Kinder siedelten sich in den wilden, noch ungerodeten Waldgebieten an, welche Preußen von Litauen trennten. Dort lebten die Rauschnings drei Jahrhunderte als freie Bauern; erst Hermann Rauschnings Ururgroßvater kehrte aus dem Grenzgebiet in die Gegend von Königsberg zurück. Hier machte er sich als Landwirt einen Namen und gelangte zu Wohlstand und Ansehen. Der 1788 geborene Urgroßvater Ludwig nahm als preußischer Rittmeister an den Befreiungskriegen gegen Napoleon teil. Er diente als Adjutant unter von Beneckendorff und von Hindenburg, einem Großonkel des späteren Reichspräsidenten Paul von Hindenburg.

In dem evangelisch geprägten Elternhaus erfuhr der kleine Hermann eine kräftige Grundierung durch die preußische Geschichte, insbesondere durch jene frühe Epoche der mittelalterlichen Ostsiedlung, die er später als Ordenspreußen bezeichnete und der er einen nicht geringen Teil seines frühen schriftstellerischen Schaffens widmete. Wer jemals den kolossalen Anblick der Marienburg an der Nogat auf sich hat wirken lassen dürfen, bekommt eine Ahnung davon, welchen unauslöschlichen Eindruck dieses Backsteinmeisterwerk auf den heranwachsenden Hermann gemacht haben muss. Noch im Schatten der antipreußischen Hysterie der alliierten Kriegspropaganda während des Zweiten Weltkriegs, aber auch mit kaum verhohlener Ablehnung der in der Historikerzunft der Bundesrepublik in den 1960er Jahren zaghaft beginnenden Preußenkritik, schrieb Rauschning über sein Verständnis dieses Staates: »Ein Preußen, das als Spätblüte des Hochmittelalters für mehrere Jahrhunderte eine Synthese weltlicher und geistlicher Ordnung verwirklichte und den

Europa und insbesondere das Reich zerspaltenden Konflikt zwischen Kaiser und Papst in seinem Gebiet zu überwinden verstand«.⁵

Gemäß dem Beruf des Vaters sollte auch Hermann Rauschning eine militärische Laufbahn einschlagen. Mit elf Jahren trat er in die Potsdamer Vorkadettenanstalt, später in die Großlichterfelder Hauptkadettenanstalt ein. Rückblickend stellte er der Ausbildung in diesen Anstalten ein respektables Zeugnis aus, genauer: Sie sei »besser als ihr Ruf« gewesen: streng monarchistisch der Geist der Erziehung, »mehr Sein als Scheinen« eines ihrer Leitprinzipien, welches dazu führen sollte, »sich nicht selber wichtig zu nehmen, sondern einer Sache zu dienen«. Weniger die Schärfung des Intellekts und die Vermittlung breiten Wissens habe im Vordergrund gestanden, sondern Charakterbildung, die wiederum auf einem ernsten, vom Pietismus geprägten Christentum ruhte. Nicht wenige seiner damaligen Kameraden, so Rauschning, gehörten später zu Offizieren im Umfeld des Attentats auf Hitler am 20. Juli 1944.⁶

Doch die Dinge entwickelten sich anders als geplant. Während des vorletzten Jahres vor der ersten Offiziersprüfung zum Fähnrich erkrankte Rauschning an Scharlach, der ein schweres Herzleiden, eine Perikarditis, nach sich zog. Die unmittelbaren Folgen bestanden in einem einjährigen Ausschluss vom Schulunterricht sowie im Abbruch der Militärkarriere im Jahre 1903. Im Selbststudium machte sich der Heranwachsende in langen Mußestunden mit den deutschen Klassikern, allen voran mit den Werken Goethes, vertraut. Lange Phasen des Alleinseins infolge der chronischen Krankheit – dies war kennzeichnend für die späte Jugendzeit Rauschnings, und auch jenes: Gesellige Abende im Kreise Gleichaltriger, womöglich garniert mit alkoholischen Getränken, verboten sich aus medizinischen Gründen.

Um seine Krankheit zu kurieren, verbrachte der Patient mehrere Monate in dem auf über 1000 Metern Höhe gelegenen Dörfchen Habkern oberhalb von Interlaken im Berner Oberland. Jahrzehnte später schrieb Rauschning, dass der Erholungsaufenthalt in Habkern die Weitung seines Horizontes bewirkt habe. Grund dafür war in erster Linie seine herzliche Aufnahme durch den reformierten Ortspfarrer Gottfried Jordi und ganz allgemein die ihm von den Dorfbewohnern entgegengebrachte Gastfreundschaft. Er mochte wohl auch die freudlosen preußischen Kasernen daheim im Sinn gehabt haben, als er notierte: »Kurz, es öffnete sich mir hier so etwas wie eine hellere, eine freundlichere Welt. Ich erfuhr hier so etwas wie eine persönliche Revolution, eine wirkliche Umkehr.« Und wenig später hieß es: »Kurz, mir weiteten sich meine Anschauungen. Ich machte hier eine Wandlung durch wie eine solche in so kurzer Zeit und solcher Tiefe und Tragweite sicher nur selten ist. Die Erinnerung an diese Wohltat ist nie verblaßt.«⁷

Die Wandlung hatte zunächst ganz konkrete Konsequenzen insofern, als Rauschning sich nun eher musischen Neigungen hingab und entsprechende Berufsziele ins Auge fasste. Nach Intermezzi an Schulen in Glogau und Graudenz wechselte er für die letzten knapp zwei Jahre seiner gymnasialen Ausbildung an das altherwürdige Katharineum in Lübeck. Zu Ostern des Jahres 1906 erhielt er hier das Reifezeugnis vom realgymnasialen Zweig dieser Schule. Das Dokument, das die Lübecker Feuerstürme des Zweiten Weltkriegs überlebt hat, enthält ganz überwiegend die Note »genügend« – so etwa in den Fächern Deutsch, Geschichte, Englisch, Mathematik und Physik. Während sich in den Kopfnoten unter »Betragen« ein »gut« findet, wird sein »Fleiß« nur mit einem »befriedigend« bewertet. Der Kommentar des die Prüfungsarbeit im Englischen – eine »Über-setzung historischen Inhalts« –

korrigierenden Lehrers begründete die vergebene Note »genügend« mit der »aner kennenswerten Geschicklichkeit im Gebrauch des Englischen« durch den Prüfling. Noch besser schnitt Rauschning mit seinem Deutsch Aufsatz ab, dessen Thema lautete: »Welche Sendung hat Iphigenie in Goethes gleichnamigem Schauspiel zu erfüllen?« Der beurteilende Lehrer Dr. Krüger begründete sein »gut« u. a. mit der eigenen gedanklichen Leistung des Kandidaten und seinem gewandten Stil. Rauschnings Aufsätze »im letzten Jahr« seien »gut und noch besser« gewesen.⁸

Als angestrebtes Studium Rauschnings nannten die »Schulnachrichten« des Katharineums von 1906 die Fächer Philosophie und Kunstgeschichte.⁹ Er scheint gegen Ende seiner Schullaufbahn zwischen diesen Fächern und der Liebe zur Musik geschwankt zu haben.

Aus der Feder des späteren Wirtschaftsgeographen und Geologen Hans Spethmann, der zum selben Abiturjahrgang des Katharineums gehörte wie Rauschning, stammt ein aufschlussreicher Bericht über »Geist und Leben im Katharineum« zu Anfang des 20. Jahrhunderts. Er wurde 1931, also in einem Abstand von einem Vierteljahrhundert zur Reifeprüfung, verfasst.¹⁰ Da er Rauschnings schulisches Umfeld ein wenig ausleuchtet, sollen hier einige Schlaglichter daraus wiedergegeben werden, auch wenn sie Rauschning persönlich nicht erwähnen. Anders als der Realgymnasiast Rauschning absolvierte Spethmann das Gymnasium des Katharineums. Ihm zufolge war die gymnasiale Ausbildung an der Schule außerordentlich stark im Humanismus verankert, die Antike habe nahezu alle Fächer eindeutig dominiert. Bei den alten Sprachen sei nach seinem Urteil in dieser Hinsicht »des Guten zu viel« getan worden. Selbst in den Ferien hätten die Schüler ein ganzes Buch von Homer für den Wiederbeginn des Unterrichts vorbereiten müssen. Das Realgymnasium hingegen sei zwar auch vom Geist der Antike geprägt gewesen, jedoch hätten

hier die Naturwissenschaften und die neueren Sprachen ein größeres Gewicht besessen. Gymnasiasten blickten in der Regel auf die Realgymnasiasten herab. Arbeit, Ordnung und Disziplin – das war nach Spethmann die vorherrschende pädagogische Trias am Katharineum, dessen Lehrern er durchweg bescheinigt, den Schülern – Mädchen gab es dort noch nicht – menschlich und fair gegenübergetreten zu sein. Kein Schüler sei »wie auf dem Kasernenhof« behandelt worden. Für Spethmann war die Auslesefunktion der Schule offenbar selbstverständlich: »In Untersekunda war ein weiteres scharfes Aussieben nach den Leistungen, wobei das Urteil nicht auf einzelne Klassenarbeiten zurückging, sondern dem Gesamtbild des Schülers entnommen wurde. Hier war eine Abschlußmöglichkeit in dem Einjährigen gegeben, die ich – das ist mein unmaßgebliches persönliches Urteil – noch heute für ausgezeichnet halte, wo alles in Deutschland meint, durch das Abitur zur Universität kommen zu müssen.«

Nach dem Unterricht habe man mit vielen Lehrern unter vier Augen »als Mensch zum Menschen« sprechen können, so Spethmann. Nicht selten sei es den Schülern gelungen, einen Lehrer vom eigentlichen Unterricht abzulenken, etwa indem von Horaz-Oden auf die »große Politik« eingeschwenkt wurde. Großen Staub wirbelte in der Schule der 1901 erschienene Roman *Buddenbrooks* des zeitweiligen Katharineum-Schülers Thomas Mann auf. Hanno Buddenbrooks am Ende des Romans ausführlich geschilderter Schultag porträtierte einige leibhaftige Lehrer – peinlich mitunter für diese, jedoch immer zum Gaudium der Schüler.

Am Schluss seines Rückblicks, der immerhin inmitten der Erschütterungen durch die Weltwirtschaftskrise und angesichts wachsender politischer Radikalisierung in Deutschland entstand, suchte Spethmann noch einmal Trost in der Antike:

... ganz gleichgültig, ob Herrschaft der Masse oder Diktatur eines einzelnen an der Tagesordnung ist, oder ob sich Staatssozialismus oder freie Privatwirtschaft entfalten will. Für all das bieten uns Rom und Athen, Troja und Karthago die größten Vorbilder und zeichnen uns die Bahnen, in denen sie verlaufen. Die Antike ist ein klarer Spiegel für die Gegenwart und damit auch ihre beste Lehrmeisterin.

Gegen Ende seiner Schulzeit überwog offensichtlich Rauschnings Interesse an der Musik andere Neigungen. Exakt auf den Tag genau 375 Jahre nach der Gründung des Katharineums durch den Reformator Bugenhagen, am 19. März 1906, hielt Rauschning dort einen Abschiedsvortrag über »Michelangelo und Beethoven«.¹¹ Es war dies auch die Zeit, in der er gelegentlich auf der Orgel der berühmten St.-Marien-Kirche der Hansestadt spielte. Noch Jahrzehnte später erinnerte er sich im amerikanischen Exil mit Wehmut an diese Stunden.

Über die Kirchenmusik fand Rauschning Zugang zum Werk Richard Wagners und damit nach eigenem Bekunden auch zu antisemitischen Schriften seiner Zeit. Wieder einmal an seinem Herzleiden erkrankt und »für längere Zeit isoliert, öffneten sich mir musikalisch und vor allem ideologisch ganz neue Landschaften«: Schriften Wagners wie *Das Judentum in der Musik, Oper und Drama*, darüber hinaus sein durch die *Bayreuther Blätter* gewecktes Interesse an Arthur Schopenhauers pessimistischer Philosophie führten ihn zu weiteren antisemitischen Klassikern. Er kam in Berührung mit den Ideen des Grafen Gobineau und mit Houston Stewart Chamberlains *Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts* sowie, so Rauschning,

mit der für den Nationalsozialismus grundlegenden Rassenlehre vom nordischen Menschen als dem Träger aller Hochkulturen und dem Judentum als Gegenrasse, als dem »Ferment der Dekomposition«. Diese früh übernommenen Lehren, die aus Wagners Dichtungen dunkel und mystisch durchleuchteten und welche die klare Welt Goethes in den Hintergrund drängten, haben zweifellos in mir den Boden dafür vorbereitet, daß ich später dem Nationalsozialismus nicht mit der Kritik entgegentrat, die seine Weltanschauung verdiente, und daß ich nicht allein aus

Zweckmäßigkeitsgründen, sondern auch aus einem Verständnis und einer gewissen Billigung für seine sonstige »Mission« ihm beiträt.¹²

Indes: Empfänglich für die Aufnahme völkischen Gedankengutes, erklärte Rauschning, sei er bereits zuvor durch eine Island-Reise gemacht worden, die ihm sein Vater noch während der Schulzeit geschenkt hatte. Hier entflammte sein Interesse für die nordischen Sagas, die isländischen Bauerngeschichten und die Heldentaten der Wikinger. Es habe seiner Phantasie geschmeichelt, von einem isländischen Lokalhistoriker zu erfahren, dass die Rauschnings in ältesten Urkunden auch Russenigk hießen und einer im Pruzzenland hängen gebliebenen nordischen Erobererhorde der Warägerzeit entstammten.¹³

Noch im Jahre 1906 siedelte Rauschning nach München über, um sich an der dortigen Universität für ein Musikstudium einzuschreiben. Als Nebenfächer wählte er Philosophie und Germanistik.¹⁴ Rund zwei Jahre blieb der junge Student in der bayerischen Metropole. Freimütig bekannte er später, dass er sein Studium nicht so sehr zum Zwecke der Vorbereitung späteren Broterwerbs betrieben habe. Vielmehr habe er diese Zeit als »gewährte Freiheit« begriffen, um sich ein umfassendes Wissen anzueignen. Unter seinen Münchner Musikdozenten sind insbesondere Ludwig Thuille (1861–1907) und der Schweizer Walter Courvoisier (1875–1931) hervorzuheben. Es war weniger die musikwissenschaftliche Ausbildung während der überschaubaren Münchner Episode, die Rauschning etwas Bleibendes mitgab, als vielmehr die Prägung durch die Neoromantik jener Jahre. Er selber schreibt dazu:

München war damals die Stadt der Neoromantiker. Ich geriet dort unter den Einfluß der großen deutschen Tradition der Romantik. Die bedeutende Dichterin Ricarda Huch (ihr sollte Rauschning zeitlebens größte Verehrung entgegenbringen, A. H.) hatte ihr Werk über die Früh- und Spätromantiker vor wenigen Jahren veröffentlicht; Friedrich von der Leyen lehrte an der Universität über sie und führte in die Welt der Märchen und Sagen ein; mein

Lehrer Thuille wie nach dessen frühem Tode Walter Courvoisier hatten Opern nach Märchen- und Sagenmotiven geschaffen ... Es war die Zeit, in der die deutsche Jugend aus den engen Grenzen eines utilitaristischen Bürgertums in einer eigenen Bewegung aufbrach, um aus Volksüberlieferung und freier Natur eine eigene Sinnggebung des Lebens, neue Formen des Gemeinschaftslebens und eine verlässlichere Grundlage der politischen und sozialen Ordnung zu gewinnen.

Rauschning beschäftigte sich in seiner Münchner Zeit auch mit philosophischen und religiösen Fragen, erst später gerieten politische und soziale Probleme in seinen »Blickkreis«, wie er es nannte. Seine Lektüre umfasste jetzt zunehmend Werke der klassischen deutschen Transzendentalphilosophie mit Autoren wie Fichte, Hegel und Schelling. Über die antike Philosophie gewann er Zugang zur abendländischen Mystik, vornehmlich Meister Eckarts, Heinrich Seuses und Johannes Taulers. Mit Hilfe der Schriften der beiden Ostpreußen Johann Georg Hamann und Johann Gottfried Herder sowie durch den Einfluss Friedrich Schleiermachers erarbeitete sich Rauschning ein neues Verhältnis zum christlichen Glauben, der, so seine eigenen Worte, »in richtiger Aufklärung verstanden, in innerster Übereinstimmung mit dem deutschen Idealismus zu stehen schien«. Damit war auch der Weg geebnet zu einer allmählichen Lösung von Richard Wagner und Schopenhauer und zu einer neuerlichen Hinwendung zur Kirchenmusik, zur »musica sacra«¹⁵.

Mit dieser Entwicklung war auch sein Wechsel von München nach Berlin verbunden, wo er sich am 29. April 1908 an der Friedrich-Wilhelms-Universität, der Humboldt-Universität seit 1949, im Fach Musik immatrikulierte.¹⁶ Zu den bedeutendsten unter den insgesamt 19 Professoren, deren Veranstaltungen Rauschning in den nächsten drei Jahren besuchte, zählten der Schubertforscher Max Friedlaender, der Begründer der Tonpsychologie Carl Stumpf und der Mittelalterexperte Johannes Wolf. Vor allem aber hörte er bei dem Musiker, Dirigenten und

Musikwissenschaftler Hermann Kretzschmar, der einem größeren Publikum durch seinen *Führer durch den Konzertsaal* (Leipzig 1887) geläufig war; seit 1909 war er darüber hinaus Direktor der Berliner Musikhochschule. Kretzschmar übernahm auch die Betreuung der Doktorarbeit Hermann Rauschnings, die sich mit der Musikgeschichte Danzigs befasste. Im Jahre 1911 wurde Rauschning schließlich promoviert – Bewertung »summa cum laude« für die Arbeit –, dabei hatte er jedoch erst das vierte Kapitel über die Anfänge des öffentlichen Konzertwesens in Danzig publiziert. In seinem Gutachten lobte Kretzschmar die Dissertation in höchsten Tönen; für die Nachwelt sollte hingegen von besonderer Bedeutung sein, dass Rauschning für seine Arbeit unwiederbringliche Archivalien Danzigs auswertete, die dann im Zweiten Weltkrieg entweder verbrannten oder anderweitig verloren gingen. Nach mehreren Überarbeitungen erschien Rauschnings Doktorarbeit im Jahre 1931 in Danzig unter dem Titel *Geschichte der Musik und Musikpflege in Danzig*. Das Buch diente fortan als einschlägiges »nützliches und übersichtliches Nachschlagewerk«, das auch über ein sorgfältig erarbeitetes Namens- und Sachregister verfügte.¹

7

Rauschning eröffnete sich nun die Laufbahn eines Musikhistorikers, als er den Auftrag zur Mitarbeit an dem großen Sammelwerk *Denkmäler deutscher Tonkunst* erhielt. Doch erneut machte sich sein Herzleiden bemerkbar und er sah sich gezwungen, den Auftrag aufzugeben. Auch die Vervollständigung von Skizzen zu romantischen Opern und polyphonen Chorwerken, die er bereits begonnen hatte, gelang nicht. Er verzettelte sich nach eigener Aussage durch ständige Selbstkritik in immer neuen Überarbeitungen und trieb so in eine bedrohliche Existenzkrise:

Ich erkannte, daß meine musikalischen Fähigkeiten nicht ausreichten, um als schöpferischer Musiker Höchstes leisten zu können. So befand ich mich in den letzten Jahren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in einer durch Aussichtslosigkeit und Unentschlossenheit fragwürdigen persönlichen Lage. Ich erkannte mich später in dem Schicksal jenes jungen Mannes Castorp in Thomas Manns »Zauberberg« wieder und empfand wie dieser den Ausbruch des Krieges als eine Art Erlösung aus Ratlosigkeit und Ausweglosigkeit.¹⁸

Trotz seines labilen Gesundheitszustandes meldete sich Rauschning als Kriegsfreiwilliger bei dem alten Regiment seines Vaters, das nun zur 8. Armee, der sogenannten Njemenarmee, gehörte.¹⁹ »Gleich anderen jungen Männern« in jener Situation, schreibt er, »befreite mich der Krieg vor dem Schicksal eine jener ›problematischen Naturen‹ zu werden, die mit nichts zufrieden zu stellen waren«. Der Krieg habe ihm fortan Richtung gegeben, er vermittelte ihm das Gefühl der »Schicksalsgemeinschaft einer Nation« und forderte »ein politisches Bewußtsein heraus«, das ihm bisher völlig gefehlt hatte.²⁰

Wie die meisten Soldaten nahm auch Rauschning eine kurze Dauer des Krieges an. Und nicht um Eroberungen in der Welt, so seine Meinung in der Rückschau, sei es dem Kaiserreich gegangen, sondern »wir wußten uns angegriffen, seit langem umzingelt, eingekreist und am notwendigen Wuchs zu eigener Größe von außen gehemmt«. In seinen Reflexionen über den Ersten Weltkrieg weist Rauschning die lange Zeit populäre These zurück, wonach die Mittelmächte »fahrlässig in den Krieg hineingeschliddert« seien. Nach seiner Auffassung lag das Hauptproblem am Vorabend des Krieges in der »Furcht voreinander, vor der wachsenden Macht und Rüstung der anderen; die Sorge, daß ein langes Zuwarten die Lage noch verschlimmern würde, daß der eigentliche, der günstigste Moment, den Gegner in die Schranken zu weisen, bereits verpaßt sei«. Deshalb habe das Militär auf Handeln gedrängt, ehe die Politik »mit ihrem Verhandeln zu einem Ziel kommen konnte«. Und weiter: »Die diplomatischen Bremsvorrichtungen, die in den

Beziehungen der Nationen zueinander katastrophale Beschleunigungen von Entwicklungen verhindern, konnten nicht in volle Funktion treten.« Zu den tiefer liegenden Ursachen für den Kriegsausbruch zählte er vor allem den Konflikt zweier Machtgruppen in Europa: Auf der einen Seite, so seine Analyse, standen im Zentrum des Kontinents das wirtschaftlich kraftstrotzende Deutschland und die Habsburgermonarchie und auf der anderen Seite Frankreich und England, die beide das Heranreifen ebenjener mitteleuropäischen Machtballung zu verhindern suchten. Für Rauschnings wenige Jahre später so eminent wichtiges Verhältnis zu Polen liest sich seine Beurteilung Russlands in diesem Szenario aufschlussreich: Russland habe im Ersten Weltkrieg nicht nur die Unterwerfung der »slawischen Gebiete Österreichs, die Vereinigung aller Slawen gemäß den panslawischen Träumen, sondern auch seit dem 18. Jahrhundert schon Königsberg und die nordöstlichen Teile Ostpreußens, und im Namen eines seiner Herrschaft einverleibten wiedervereinigten Polens die Gebiete bis zur Oder, das heißt, genau die Territorien, die infolge des Zweiten Weltkrieges von Deutschland abgetrennt wurden«, erstrebt.

Rauschning verwirft in der Rückschau zumindest für den Kriegsbeginn die Vorstellung, das Kaiserreich habe expansionistische Ziele in Osteuropa verfolgt. Schon gar nicht sei es angemessen, die spätere Lebensraumpolitik Hitlers in Russland bereits in der deutschen Kriegszielplanung des Ersten Weltkriegs nachweisen zu wollen. In Anspielung auf die bahnbrechende Studie des Hamburger Historikers Fritz Fischer von 1961 (*Griff nach der Weltmacht*) wendet er sich dagegen, zeitgenössische Beurteilungsstandards an die politische Situation zur Zeit des Kriegsausbruches im Jahre 1914 anzulegen. Damals sei »Handeln aus Macht für Macht« gängige Münze gewesen und das Denken in Kategorien wie Machtgewinn, Expansion und Herrschaft über unterworfenen Völker durchaus üblich –

in Frankreich, England, Russland ebenso wie Deutschland. Das Kaiserreich habe dem zufolge vor allem Gebietserweiterungen »im Osten« fordern müssen, genauer: »die Herauslösung des ganzen Polens aus Rußland« sowie die Erhebung der baltischen Provinzen zu »selbständigen Staatswesen«. Vermutlich eingedenk des Friedens von Brest-Litowsk mit dem revolutionären Russland von 1918, durch den das kaiserliche Deutschland der am Boden liegenden Sowjetmacht Gebietsabtretungen aufzwang, die einer territorialen Auflösung Russlands nahekamen, bezweifelte Rauschning jedoch gleichzeitig, ob es aus deutscher Sicht tatsächlich sinnvoll gewesen sei, die Ukraine aus dem russischen Staatsverband herauslösen zu wollen oder überhaupt eine »Aufgliederung Rußlands in mehrere nationale Staaten« anzustreben.

Rauschning vertrat hinsichtlich seiner Ostmitteleuropa-Vorstellungen grosso modo die liberal-imperialistische Konzeption Bethmann Hollwegs; er selber sah sich als Anhänger der Mitteleuropa-Ideen Friedrich Naumanns, der in seinem 1915 erschienenen, viel beachteten Buch *Mitteleuropa* einen engen militärischen Zusammenschluss der zentraleuropäischen Länder unter deutscher Führung gefordert hatte. Rauschning machte sich nach eigenem Bekenntnis Naumanns Ideen zu eigen, sie wurden nach seinen Worten zur Grundlage seiner politischen Vorstellungen, die ihn noch während seiner »Zugehörigkeit zum Nationalsozialismus bestimmten und meinen konkreten politischen Versuchen im Ausgleich mit Polen Richtung gaben«. Er sah in einem solchen Gemeinwesen »die späte Erfüllung, wenn auch in anderen Formen, jener Bestrebungen des Frankfurter Paulskirchenparlamentes von 1848/49«.²¹ Ein großes »zentral-europäisches Commonwealth aus einer Konföderation des deutschen Reiches mit Österreich-Ungarn als Basis nach monarchischem Prinzip durch Sekundogenituren der

Hohenzollern, Habsburger und anderer regierender Häuser« schwebte Rauschning noch während des Ersten Weltkriegs vor. Dabei ignorierte er souverän ebenjene Kritik an dieser Konzeption, die sich auch Naumann hatte gefallen lassen müssen, wonach es nämlich durchaus zweifelhaft war, ob die zahlreichen Nationalitäten Mittel- und Ostmitteleuropas viel Begeisterung für eine deutsch-österreichische Hegemonie, ihren gleichsam »sanften Imperialismus«, aufbringen würden. Für Rauschning stand während der ersten Kriegsjahre fest: »Es bestand gute Aussicht, daß auch ein umfassender zentraleuropäischer Staatenbund auf solcher Grundlage lebensfähig sein und die rechte Mitte zwischen Zentralismus und Dezentralisation halten werde.« Der Fehler der Mittelmächte habe nicht darin bestanden, sich überhaupt solche Kriegsziele gesetzt, sondern an ihnen festgehalten zu haben, als ein vollständiger militärischer Sieg ausgeschlossen war. Spätestens mit dem Kriegseintritt der USA an der Seite Englands infolge des unbeschränkten deutschen U-Boot-Krieges hätte eine politische Lösung gefunden werden müssen – nun allerdings unter Verzicht auf jeden politischen Zugewinn des Reiches.²²

Seine eigene politische Einstellung bei Kriegsende formulierte Rauschning als Konservativer rückblickend bündig so: »Das monarchische Prinzip hielt ich zu jener Zeit nicht nur für das deutsche Volk als das einer republikanischen Ordnung überlegenere.« In der Gedankenwelt Rauschnings überlebte am Tage des deutschen Zusammenbruchs auch die Vorstellung von einem starken Mitteleuropa. Mehr noch: Gerade weil die Siegermächte »alte Politik« jetzt endgültig durchzusetzen versuchen würden, nämlich die europäische Mitte und damit Deutschland schwach zu halten, müsse das Ziel eine »Regeneration der Mittelmächte« sein, einschließlich eines militärischen Wiederaufstiegs Deutschlands. Es überrascht daher nicht, dass der Konservative die von ihm so

bezeichneten »Pariser-Vorort-Friedensdiktate für Österreich und Deutschland« kategorisch ablehnte und natürlich auch das »Versailler Friedensdiktat« insgesamt demselben Urteil verfiel. Nur kurz sei hier daran erinnert, dass die vehemente Ablehnung des Versailler Vertrages quer durch alle deutschen Regierungsparteien verlief. Berühmt wurde der Ausruf des sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Philipp Scheidemann: »Welche Hand müßte nicht verdorren, die sich und uns in diese Fessel legt?«

Der Vertrag war in Rauschnings Augen nicht nur ein »ungerechter Gewaltfriede«, sondern »in seinem Niveau tief unter solchen Friedensverträgen, wie der Westfälische Frieden 1648 oder der Wiener Kongress 1815«. Unklug sei er insbesondere deshalb gewesen, weil Gewalt erneut Gewalt hervorrufen musste, die Kränkung der deutschen Ehre erst jenes deutsche Volk geschaffen habe, »das der feindlichen Kriegspropaganda zu ähneln begann«. Und in summa: »In der Erkenntnis solcher Zusammenhänge bin ich Nationalsozialist geworden.«²³

Nicht nur die Gedankenwelt Hermann Rauschnings sah sich während der vier Kriegsjahre mancher Prüfung ausgesetzt – auch das Privatleben des nun rund 30-jährigen erfuhr wichtige Weichenstellungen.²⁴ Im letzten Sommer vor dem Kriegsausbruch im Jahre 1914 hatte er in seiner Heimatstadt Thorn die rund acht Jahre jüngere Anna Schwartz kennengelernt. Ihr Großvater mütterlicherseits hatte einst die Geschicke der Stadt Thorn als Bürgermeister geleitet, ihr Vater zählte zu den Thorner Honoratioren.

Anna und Hermann fanden im Gespräch über die Musik zueinander, denn auch Anna widmete sich in Berlin der Musik: Sie nahm Klavierunterricht und spielte gelegentlich in Konzerten. Auch ein gemeinsames Interesse an der Landwirtschaft führte die beiden zueinander, wie sich Anna erinnerte. Als sich Hermann Rauschning ebenso wie sein Vater bei Kriegsbeginn als Freiwillige bei ihrem alten

Regiment meldeten, verließ Anna kurzzeitig Thorn, um zu ihrer Tante Berta nach Berlin zu gehen. Wenig später kehrte sie jedoch zu ihrem Vater in ihre Heimatstadt zurück. In den ersten Kriegsjahren seien die Deutschen in Thorn regelmäßig in Jubel ausgebrochen, sobald die Kirchenglocken einen Sieg verkündeten. Man habe sich über die Ursachen des Krieges keine Gedanken gemacht und außerdem: Junge Mädchen hatten keine eigene Meinung zu haben, so Anna.

Ihr Hermann schrieb noch Briefe von der Front in Polen, dann hörte Anna lange Zeit nichts mehr von ihm. Voller Sorge machte sie sich auf den Weg nach Berlin, um Neuigkeiten in Erfahrung zu bringen. Hier erfuhr sie von einer Verwundung ihres Angebeteten und von einem wochenlangen Lazarettaufenthalt in Berlin-Charlottenburg, in dessen Verlauf auch eine Operation erforderlich wurde.²⁵ Nach seiner Erholung begleitete Anna ihren Hermann zu seinem Regiment nach Thorn. In dieser Zeit baten die jungen Leute ihre Eltern um das Einverständnis für ihre Hochzeit, das freudig gegeben wurde. Als Ort der Trauung Anfang 1915 wählten die Brautleute das schlesische Krummhübel, wo sich Hermanns Mutter aufhielt. Unmittelbar nach der Hochzeit kehrte Hermann zu seinem mittlerweile in Litauen stationierten Regiment zurück, während Anna noch eine Weile bei ihrer Schwiegermutter in Schlesien blieb, bevor sie im Frühjahr 1915 nach Berlin wechselte. Hier brachte sie ihr erstes Kind, ein Mädchen, zur Welt. Mit ihrer nur wenige Monate alten Heilwig brach Anna Rauschning ins ostpreußische Tilsit auf, wo ihr Ehemann inzwischen stationiert war. In der Stadt mietete die kleine Familie, die sich 1916 um die Tochter Luise (»Ise«) vergrößerte, eine enge Wohnung. Anna Rauschnings Erinnerungen an die folgenden Monate spiegeln in dürren Worten den sich wandelnden Kriegsverlauf: Eintreffende Briefe von Freunden und Verwandten lasen sich immer

weniger euphorisch und immer öfter war vom Tod die Rede sowie »von der großen Ehre, für sein Land gefallen zu sein«. Bei Kriegsende schließlich, so Anna, herrschten tiefe Erschütterung und Hoffnungslosigkeit angesichts der Zukunft Deutschlands.

Hermann Rauschning befand sich bei Kriegsende nach eigener Erinnerung in »einer persönlichen Lage wie Hitler, der, im Lazarett liegend«, beschlossen hatte, »Politiker zu werden«.²⁶ Sein politisch-ideologisches Koordinatensystem trug dem deutschen Zusammenbruch nur teilweise Rechnung. Nach wie vor empfand er sich als Monarchist. Darüber hinaus jedoch verspürte er durchaus das Verlangen nach etwas radikal Neuem. Für ihn hatte die bürgerliche Welt abgewirtschaftet, hatten die einst tonangebenden Schichten, denen er selber entstammte, das Recht auf politische Führung verwirkt. Dass aber, wie manche Intellektuelle forderten, das deutsche Bürgertum eine Revolution quasi nachholen und geistig-ideologisch zum Westen aufschließen sollte, fand Rauschning nicht. Als Konservativer, als welcher er sich selber bezeichnete, sah er sich widerspruchslos an der Seite des Sozialismus. Denn, so Rauschning, das konservative Denken stehe »von jeher sozialistischen Gedankengängen näher als liberalen«, und zwar insofern, als »daß Konservatismus wie Sozialismus beide auf ihre Weise die Pflicht des Dienstes dem Recht auf individuelles Glücksstreben voranstellen«. Ohnehin erwartete er angesichts der desaströsen Lage Deutschlands die Regeneration seines Volkes »nur durch die Dienstpflicht für das Gemeinwesen, nicht durch die Entbindung der individuellen Schöpferkräfte allein«. Es bedurfte nach seiner Auffassung einer »Art Revolution«, einer völligen »sozialen Neuordnung«, jedoch nicht unter marxistischem Vorzeichen. Ständestaatliche Ideen, Korporatismus und Monarchismus – dies waren Fixpunkte, die Rauschnings künftiges politisches Denken bestimmen sollten. Wohl gestand er rückblickend

ein, dass er im Sog »unausgegorener« korporatistischer »Ideen« gefangen gewesen sei, einem Sog, der »letzten Endes zum Nationalsozialismus« geführt habe, doch habe für ihn auch dies gegolten: Die Neugestaltung der künftigen Ordnung müsse von der »Gerechtigkeit und der Verpflichtung« getragen sein, »der Arbeiterschaft die ihrem Gewicht entsprechende Bedeutung im Prozess der politischen Willensbildung zu geben«.²⁷

Alles Klagen über den Zusammenbruch und alle theoretischen Gedankenspiele hinsichtlich der Zukunft Deutschlands vermochten jedoch ein ganz profanes Problem Rauschnings nicht zu beheben. Er hatte nun eine Familie zu versorgen.

EINTRITT IN DIE POLITIK

Nach der deutschen Kapitulation kehrte Rauschning gemeinsam mit seiner Frau zunächst in das Haus seiner Schwiegereltern in Thorn zurück. Nach unbestätigten Gerüchten soll er noch vor der Demobilisierung als Offizier in Freikorps- und Grenzschutzeinheiten gegen polnische Aufständische gekämpft haben.²⁸ Er trug sich dann offenbar mit dem Gedanken, nach Berlin zu gehen, jedoch überzeugte ihn im Jahre 1920 der aus Ostfriesland stammende Volkswirt und Funktionär im Verband Deutscher Genossenschaften im Posener Gebiet, Friedrich Swart, die Leitung des deutschen Büchereiwesens in Posen zu übernehmen.²⁹ Rauschning entschied sich damit für die Arbeit zu Gunsten des Deutschtums in einer Region, die soeben die totale Umkehrung der politischen Herrschaftsverhältnisse erlebte. Um die Rahmenbedingungen seines mehrjährigen Wirkens in Posen, aber auch später in Danzig, besser verstehen zu können, sollen die Hintergründe dieser Kehrtwende kurz umrissen werden.

Die Deutschen in Polen nach dem Ersten Weltkrieg

124 Jahre nach dem endgültigen Untergang der polnischen Adelsrepublik infolge dreier polnischer Teilungen stieg Polen durch den Versailler Vertrag vom 28. Juni 1919 wie ein Phoenix aus der Asche zu neuer Staatlichkeit empor. Einigermmaßen entsetzt und verbittert sahen sich die Deutschen in Galizien, Oberschlesien, Posen und Westpreußen von einem Tag auf den anderen auf den Status einer Minderheit gedrückt, nachdem sie ihrerseits zuvor jahrzehntelang das Staatsvolk gebildet hatten. Es war kaum zu erwarten, dass die Deutschen diese radikale Umwälzung der Machtverhältnisse widerspruchslos hinnehmen würden. So entwickelte sich nach Inkrafttreten der Vertragsbestimmungen am 10. Januar 1920 das, was im Deutschen Volkstumskampf und im Polnischen Grenzkampf genannt wurde.³⁰ Marian Wojciechowski weist darauf hin, dass beide Bezeichnungen Mystifizierungen bedeuteten, sowohl der Deutschen, die nun polnische Staatsbürger, als auch der Polen, die nun Angehörige des Staatsvolkes waren. Denn, so Wojciechowski,

unbeschadet der irredentistischen Einstellung der deutschen Bevölkerung auf ehemaligem Reichsgebiet und unbeschadet einer polnischen Politik, die alle Zeichen einer nationalen Unterdrückung trug, doch auch die Irredenta bekämpfte, lebten Polen und Deutsche einträchtig nebeneinander, wie unberührt vom Volkstumskampf, den deutsche Minderheitsorganisationen propagierten, und gleichsam unabhängig vom Grenzkampf, den die polnischen Behörden führten und polnische nationalistische Organisationen ausriefen. Ähnlich hatte in diesen Gebieten der Alltag der Deutschen und Polen vor 1914 ausgesehen, nur unter anderem Vorzeichen, als die von Bismarck ausgehende Germanisierungspolitik des preußischen Staates das Zusammenleben der Völker vergiftete. Sie lebten vor dem Ersten Weltkrieg und nach dessen Ende innerhalb eines Staatsverbandes: zunächst im preußischen, dann im polnischen; sie lebten nicht nur nebeneinander, sondern auch miteinander, und das Resultat dieser Osmose waren unter anderem zahlreiche Mischehen.³¹

Das Deutschtum unter polnischer Herrschaft lebte nach dem Ersten Weltkrieg in sechs verschiedenen Regionen, und zwar erstens in Polen und Pommerellen mit vorwiegend bäuerlichem Grundbesitz (80 %) und einem gut entwickelten Genossenschaftswesen, zweitens in Oberschlesien mit seinem Industriegebiet, drittens in der 700 Jahre alten deutschen Sprachinsel Bielitz-Biala im ehemaligen österreichischen Schlesien, jetzt Westgalizien, viertens in Mittel- bzw. Kongresspolen, fünftens in Wolhynien und schließlich, sechstens, in Galizien.³²

Im Verlauf des Sommers 1919, als in und bei Paris um die zukünftigen Grenzen in Mittel- und Ostmitteleuropa und damit auch um die Zugehörigkeit von Minderheiten zu Staatsvölkern gerungen wurde, versuchten polnische Kreise die alliierten Verhandlungsführer von weitreichenden Polonisierungsabsichten hinsichtlich der Konkursmasse der Romanows, der Hohenzollern und der Habsburger zu überzeugen. Die polnische Delegation wurde dabei von dem Ministerpräsidenten und weltberühmten Pianisten Ignacy Paderewski angeführt. Tatsächlich jedoch standen sich in Paris auf polnischer Seite zwei Gruppen gegenüber. Jozef Pilsudski, seit 1920 Marschall, inspirierte jene Kreise, die größeres Interesse an östlichen Gebieten, mithin an einer Wiederherstellung der historischen »jagiellonischen Hegemonialstellung« der Polen über Litauer, Weißrussen und Ukrainer hatten. Auf der anderen Seite stand das von dem Nationalisten Roman Dmowski geführte polnische Nationalkomitee, das die Überlassung ganz Oberschlesiens, der Provinzen Posen und Westpreußen (künftig Pommerellen genannt) einschließlich Danzigs, des südlichen Ostpreußens sowie einiger niederschlesischer und ostpommerscher Kreise als »urpolnische Gebiete« forderte, die insgesamt eine Fläche von rund 84.000 Quadratkilometern ausmachten.³³ Vor allem dem Einfluss des britischen Premierministers Lloyd George verdankten es die